



Büchermarkt

Manuskript vom: **10.1.2002**

Moritz Rinke

Der Blauwal im Kirschgarten

von Florian Felix Weyh

Rowohlt Berlin, 206 S., DM 29,13

Ich hab damals, als ich beim „Tagesspiegel“ anfang, Journalismus zu lernen, eigentlich sehr früh gemerkt, daß ich für Journalismus nicht zu gebrauchen bin, weil ich diese Regeln des objektiven Beobachtens, die dann in Floskeln wie „man hat gesehen“ – gerade im Theaterbetrieb zum Beispiel oder in der Theaterkritik – „wir haben uns gelangweilt“ oder „dies ist, wie alle sahen, kein guter Abend“ und so ... das sind alles Sätze, die ich immer als sehr arrogant empfand, weil man immer für die Allgemeinheit mitsprach, und ich hab gedacht, es ist eigentlich viel bescheidener, das Ich zu formulieren, was mir dann viele als „päpstlich“ verboten haben. Ich hab mich dann aber trotzdem, wie gesagt, in dieser Zeit durchgesetzt, und auch versucht, dieses Ich als ein bescheidenes zu formulieren, was man ja durchaus machen kann, indem man einfach sich als nichtwissend beschreibt.

Zeitungen sind unnachgiebige Maschinen zur Objektivitätserzeugung. Wer in ihr Räderwerk gerät, verliert Stil und Stimme zugunsten einer göttergleichen und ein wenig anmaßenden Vogelperspektive. „Berichten, nicht bewerten!“ lautet das Credo des klassischen Tageszeitungsjournalismus, es sei denn, man befindet sich auf den oberen Sprossen der Karriereleiter und darf dreimal im Monat den Kommentarkasten füllen. In der Kulturberichterstattung wird zwar gemeinhin ein Ich an den Tatort entsandt, aber es soll keineswegs zu erkennen geben, daß es am eigenen Leib ästhetisches Leid erlitt. Das treibt jede zweite Theaterkritik in den unglücklichen Spagat zwischen unbeweisbarer Empfindung und allgemeinverbindlicher Bewertung – und den jungen Kritikern die Lust am Fabulieren aus. Sie müßten sich mit ungeheurer Chuzpe gleichsam als Instanz erschaffen, um in einem künstlichen „Ich“ die mangelnde Erfahrung und das niedrige Lebensalter zu kompensieren; um wie vieles leichter ist es da, sich hinter unpersönlichen Floskeln zu verbergen. Was aber, wenn eine Geschichte nur dadurch erzählbar wird, daß der Geschichtenerzähler einen prominenten Zeitgenossen persönlich kennt? Soll er etwa

Related Links

- [← Übersicht Sendungen](#)
- [→ Das Literaturmagazin Deutschlandfunk](#)
- [→ Neues aus literarischem Leben](#)
- [→ Druckversion](#)

schreiben: „Wie allgemein bekannt, telefoniert Mario Adorf mit einem Handy finnischer Bauart“? Nein. Sondern so:

Also mit Mario Adorf ist die Geschichte, da können Sie ihn sogar fragen, wirklich wahr, weil wir arbeiten ja gerade zusammen an einem Stoff, „Die Nibelungen“ in Worms, da spielt Mario Adorf den Hagen von Tronje, und als er in Berlin war, da rief er vom Flughafen an und sagte, er hätte nur noch sehr wenig Strom auf dem Akku, und ich hätte doch auch ein Nokia-Handy. Und ob wir uns nicht heute abend ... ob ich nicht Lust hätte mitzukommen zu dieser Preisverleihung von der „Hörzu“, schreckliche Veranstaltung, „Goldene Kamera“ heißt das, glaube ich. Und da hab ich gesagt, ja, es sei nicht so mein Fall, aber ich würde ihm den Akku schon bringen.

Und schon stolpert der Chronist mit Cordhosen und Windjacke in eine Smoking- und Abendkleidwelt hinein, in der er nicht nur deplaziert wirkt, sondern durch seine Deplaziertheit auch noch Ungemach stiftet. Denn worum geht es beim gesellschaftlichen Defillee wirklich? Um den einzig möglichen Existenzbeweis eines Stars, ein Foto in „Gala“ oder „Bunte“. Als Iris Berben oder Ulla Kock am Brink möchte man nicht von einem unbedeutenden Mario-Adorf-Bekanntem namens Moritz Rinke – nebenbei zwar preisgekrönter Dramatiker, aber wen schert das im TV-Universum? – im eigenen Auftritt gestört werden. „Ich glaube“, erkennt der hilfreiche Samariter, während er von Wachleuten hin- und hergeschubst wird, „dies ist das Seelenleben eines Stars in den Sekunden vor dem Klick: Verlangen, hypnotische Arbeit, ‚Los du Sack, fotografier mich!‘, und dann kurz vorm Klick Dankbarkeit bei gleichzeitiger Verachtung des Menschen, der hinter der Kamera steht.“

Warum beschreibe ich immer wieder diese Menschen? Die interessieren mich schon, also diese höhere politische Klasse, oder diese Leute, die immer glauben, sie seien das Zentrum, die sind schon sehr beschreibenswert. Und das kann ich teilweise natürlich mit großer Aggression nicht so tun, weil ich ja selber immer mittendrin stehe. Ich kann nicht sozusagen das eigene Glashaus, in dem ich sitze, selber beschmeißen.

Nein, Moritz Rinke ist kein aggressiver Gesellschaftskritiker. Als ihn die Redaktion des Berliner „Tagesspiegels“ während seines Volontariats zu allen möglichen Events schickte, bemerkte er rasch, daß sich die Wirklichkeit oft nicht anders darstellte als eine mißratene Theaterinszenierung. Das macht kühn, denn im Theater darf man zwar die Bühne nicht betreten, wohl aber die Sitzreihen wechseln. Wird man von den Veranstaltern der Berliner Filmfestspiele nicht zur entscheidenden Party geladen, kann man durch ein offenes Kellerfenster Zutritt erheischen.

Das ist wirklich so gewesen, ja. Also ... es war nicht ganz so, ich bin in dieses Kellerfenster eingestiegen, ich bin aber nicht durch die Küche gekommen. Ich bin im Nichts geendet und mußte wieder aus dem Fenster rausklettern. Aber ich

hab mir dann überlegt, daß es natürlich schöner für die Geschichte ist, nicht aus dem Fenster rauszuklettern, sondern wirklich durch diesen Keller in die Küche zu dem wichtigsten gesellschaftlichen Ereignis damals in Berlin durchzustößen. Und es gibt halt viele Geschichten, wo es sozusagen diesen Fingerzeig des Möglichen gibt. Der ist dann vielleicht nicht so eingetroffen, aber letztendlich ist es für die Geschichte egal ... manchmal denke ich auch, daß man manche Details verändern oder verdichten kann, um das wesentliche, um das es geht, auch kräftiger und bunter und einleuchtender zu malen.

Vorsicht, abschüssiges Gelände! Im Niemandsland zwischen Realität und Spekulation ist schon mancher Journalist zu Fall gekommen, zuletzt vor wenigen Jahren der Reporter Tom Kummer, der die meisten seiner als brillant gelobten Interviews gar nicht geführt hat.

Ich hab zum Beispiel Tom Kummer immer sehr gut verstanden, diese ganze Diskussion, daß der natürlich diese Hollywood-Interviews geändert hat. Der hat die wahrscheinlich viel besser gemacht, als diese Fuzzis die je geben konnten. Deshalb wurde er dann geschlagen, ja? Obwohl er eigentlich deren Arbeit gemacht hat. Und so mach ich oft die Arbeit für irgendwelche SPD-Parteitage, die ich dann viel schillernder schildere, als sie wirklich waren, oder ich begeben mich auf gesellschaftliche Ereignisse, in denen dann diese Personen zum Sprechen kommen und eine Sprache haben, die ihnen vielleicht sogar gefallen konnte.

Im Unterschied zu Kummer ist die Authentizität der Rinkeschen Rollenprosa jedoch immer von einem feinen Gespinst an Ironie durchwoben. Der „Möglichkeitssinn“ – jedes Ereignis hätte auch ein bißchen anders verlaufen können, ohne dabei seine innere Wahrheit einzubüßen – gehört eigentlich in den Bereich belletristischen Schreibens und verwandelt jede Glosse, jede Reportage des Vierunddreißigjährigen in ein literarisches Kabinettstückchen. Ob er sich bei der Love-Parade 1997 angesichts kulturkritischer Brandreden fragt: „Kann man von jeder einzelnen Person wissen, ob sie Masse ist oder nicht?“ oder ob er sich – ein glänzender Text – ins Berliner „Kaffee Burger“ verirrt und dort den Lesetisch bemitleidet, der Abend um Abend schlechte Prosa und Lyrik über sich ergehen lassen muß, stets fühlt man sich in eine Welt versetzt, die vom Erzählgestus her auch siebzig, achtzig, ja hundert Jahre her sein könnte.

Ich hab natürlich, als ich anfang in Berlin, über Theater nachzudenken, über Theater zu schreiben, den Kerr sehr bewundert aufgrund (...) dieser Subjektivität, die er sich traute. Der war natürlich furchtbar ungerecht und hat auch viele Schauspieler vernichtet, was ich nicht gut finde. Aber war einer, der sehr lebendig und sehr sinnlich geschrieben hat.

Auch wenn es unzählige Epigonen des großen Alfred Kerr gegeben hat, Moritz Rinke ist ein durchaus würdiger

Ururenkel des einzigen deutschen Kritikers, der es sich leisten konnte, Vernichtungsurteile in fünf Zeilen zu drucken. Dieser Wesenszug liegt dem vorsichtigen und nie zu vorschnellen Urteilen neigenden Menschenschilderer allerdings völlig fern – genauso fern wie das polternde Auf-die-Pauke-Hauen seiner eigenen Generation. Denn der „Blauwahl im Kirschgarten“ enthält neben schreiend komischen Gesellschaftssatiren auch zwei sehr melancholische Texte. Einer davon erinnert an den jüdischen Exilautor Konrad Merz:

Es waren, glaube ich, zwanzig Leute da, es war ganz traurig, der Konrad Merz wurde zum 90. Geburtstag geehrt, da sind zwanzig Leute im Maxim-Gorki-Theater, die sich noch an ihn erinnern konnten ... und dann wurde dieser Mann, der wirklich vier Jahre lang in der Nazizeit irgendwo in einem Schrank lebt, sich versteckte, geehrt. So bin ich an die Biographie gekommen und an dessen Bücher, also „Ein Mann fällt aus Deutschland“. Das hat mir ein richtig schlechtes Gewissen bereitet, das beschreibt ja auch der Text, wie wir – unsere Generation von Autoren und Schriftstellern – also wie die, was die für Probleme haben, und dann was diese Generation gemacht hat. Und was wir sozusagen an Zynismen und an Humor entwickeln, der nicht zu vergleichen ist mit dem Humor, den ein Konrad Merz in der wirklichen Verzweiflung geschaffen hat.

Für den sanften Ironiker Rinke muß die „Spaßgesellschaft“ auch vor dem 11. September 2001 eine unverständliche Veranstaltung gewesen sein, und zu der Automarke, die angeblich einen Generationszusammenhang herstellen soll, fällt ihm auch nur Automobilistisches ein:

Ich hab mal einen Golf gehabt, aber da war ich schon über dieses Generationsproblem hinaus. Das war nämlich nach meiner Ente, und da war ich schon ordentlicher Student. Ich das Buch von dem Illies gelesen – weil ich ihn auch aus ganz anderen Kontexten, nämlich als FAZ-Redakteur kenne –, ich dachte immer, er wäre älter als ich, da hab ich aber gemerkt, er muß jünger sein als ich. Nun bin ich als Waldorfschüler sowieso immer noch ein bißchen dazwischen gewesen, gerade in dieser Pubertätsphase, ja. Da war ich ein Tick zu spät, glaube ich. Schon dem entglitten. Ich konnte mit diesen Dingen, die man damals so hatte, nicht soviel anfangen. Er ist tatsächlich eben drei Jahre jünger als ich. Es waren vielleicht diese drei Jahre.

[← zurück](#)

[↑ Seitenanfang](#) |

© 2001 DeutschlandRadio

| [↗ Hilfe](#) | [↗ Impressum](#) | [↗ Kontakt](#) |